

Rückkehr.

Von Paul Marquerrite (Paris).

„Was?“ rief die Wäscherin und hielt im Zählen der Wäsche inne, „Sie wissen nicht, was aus Camilla geworden ist?“

Der junge Mann, welcher hembärnelig in der Unordnung des Stubentzimmers hin und her ging und seine Cigaretten suchte, blieb stehen und antwortete:

„Woher sollte ich denn etwas wissen? Es ist so lange her, und dann...“ fuhr er in gleichgültigem, blaßem Tone fort... was geht es schließlich mich an?“

„Aber ich weiß, wo sie wohnt, und wie es ihr geht. Brillant, sage ich Ihnen. Hat die ein Glück gemacht!“

Sagte die Wäscherin mit einem listigen Augenzwinkern und hand das Wäschebündel zusammen. „Aber, wenn es Sie nichts angeht — mir kann's recht sein.“

Maurier paffte mächtige Rauchwolken aus seiner Cigarette. Seit gestern, nach glänzend bestandener Prüfung Doktor der Medizin, sollte er in acht Tagen nach Paris, seiner Vaterstadt zurückkehren. Der Name Camilla's und die Mahnung an diese kleine Modistin waren ihm trotz Allem nicht ganz gleichgültig.

„Camilla!“ murmelte er. — „Ja, ja — das sind alte Zeiten.“ Und er sah die Wäscherin an, eine dicke ältere Frau aus Versailles, die er während seiner langen Studentzeit als Wäscherin behalten hatte, weil sie in Privas eine an einen Gendarmen verheiratete Schwester besaß, und seine Wäsche mit besonderer Sorgfalt wusch.

„Na, gar so „alte Zeiten“ sind's nicht, Herr Doktor!“ rief sie, die Hand in die Hüfte gestemmt und blickte ihn mit einem gutmüthigen Gesichtsausdruck an. Sie hatte alle Freundinnen des jungen Herrn gekannt, ihr konnte man nichts verheimlichen. Sie sagte:

„Unter uns: Sie waren ein wenig hart gegen das arme kleine Frauenzimmer.“

Er verzog den Mund, öffnete einen Schrank und nahm eine Cognacflasche und zwei Gläser, die er füllte:

„Ich habe den Verkehr mit ihr abgebrochen, als ich merkte, daß die Sache ernst werden könnte. Das ist Alles. Du lieber Gott, zu Zeitvertreib, so etwas; man ist doch jung. Aber seine Zukunft riskieren, sein ganzes Leben verpacken. — Ach nein! Auf Ihr Wohl, Maurier Vagrain!“

Sie zog tapfer den Alkohol ein und sagte:

„Na, wie's auch immer sei, jetzt ist sie glücklich.“

Als sie darauf schwieg, fragte nach einer Weile Maurier, neugierig geworden:

„Was macht sie denn?“

„Verheiratet ist sie mit einem reichen Kaufmann. Das große Konfektionsgeschäft auf der Place Clichy, Sie wissen ja, das „zu den drei Prinzessinnen“, gehört ihm.“

„Ah! — Um so besser für sie!“

„Und Kinder haben sie, drei Stück, wahre Engel, die und rosig wie die Keffel. Wahrhaftig, Sie würden die Camilla nicht wieder erkennen,“ rief geschwätzig Mutter Vagrain.

„Ja, kommen Sie denn mit ihr noch zusammen?“

„Es ist keine acht Tage her, Herr Maurier, stehe ich vor meiner Thüre in der Rue Morgue, als sie vorübergeht mit ihrem Mann, einem stattlichen dicken Herrn, und ihren Kindern. Sie waren nach Versailles gekommen, um das Schloß und den Park zu besichtigen. Augenblicklich hat sie mich erkannt und mich freundlich angesprochen, denn stolz ist sie gar nicht geworden. Und angezogen war sie — nobel, sage ich Ihnen! Nicht so, wie damals, ach nein! — sie konnte ein feines Lächeln nicht unterdrücken — nicht mehr mit Roth bespritzt, wie's kleine Ausrägerinnen in Modistengeschäften sind, pickfein, sage ich Ihnen, man sieht, ihr Mann hat was.“

Maurier that, als würde er gelangweilt gähnen; aber sie fühlte, daß sie ihn im Innersten getroffen hatte, und warf befriedigt das Wäschebündel über die Schulter.

„Also am nächsten Montag, Herr Maurier! Adieu!“

Maurier kleidete sich unter folgendem Selbstgespräch an:

„Schau, Schau, die arme kleine Camilla! Umso besser für sie, umso besser! Sie hat ihr Glück gemacht — mir kann's nur recht sein! Wie sonderbar, wenn man eine alte Flamme so weit aus den Augen verlor.“

Eigentlich hätte ich sie ja nicht ausgegeben, wenn ich nicht geirrt hätte, daß sie an mir hängen bleibt! — Sehr nett war sie ja immer, ein wenig albern schlan, aber ein liebes Mädel und La-

stig! Das vertauselte Gesicht mit der kleinen Schnauze, immer weiß von Meismehl und die Haare auseinander wie ein Heiligenschein rund um den Kopf. Sie hatte Bewegungen, eine gewisse Art, die beiden Daumen mit der Zunge zu befeuchten und die Augenbrauen damit glatzustreichen. — Wie sich Alles ändert! Wie man sich rangirt! Sie verheiratet und ich wohlbestallter Doktor der Medizin reis für die Praxis und für die Ehe! Wer würde glauben, daß all' dies schon fünf Jahre her ist! Fünf Jahre! Wahrhaftig, ich bin zwar nicht neugierig, aber es würde mich amüßigen, sie wiederzusehen in ihrer neuen Stellung, in verändertem Rahmen wiederzusehen. Und wer weiß! — Sie liebte mich, als ich sie verlieb — sie schrieb mir damals wahnsinnige Briefe. Wo wohnt sie? Place Clichy? Na, wir werden ja sehen.

Ach was, sie wird mich längst vergessen haben. Unfinn! Vergißt eine Frau, wenn sie geliebt hat? Gewiß nicht — meiner Frau, es wäre zu tömisch, wenn trotz Allem — was riskire ich übrigens? In acht Tagen reife ich ab, und sie? Schön ist's auch, zu thun habe ich ohnehin nichts, also was liegt daran, überzeugen wir uns!

Unter diesen Betrachtungen verließ Maurier seine Wohnung, nahm Platz auf dem Dache des Omnibus Decon — Clichy und trallerte während der Fahrt fröhlich vor sich hin.

Die Schaufenster des Konfektionslakens „zu den drei Prinzessinnen“ lagen durch den Faltenwurf der Seidenstoffe, das makellose Weiß der Handbrüste, die Zierlichkeit der Spazierstöcke und Regenschirme und durch den Schimmer der Halsbinden die Aufmerksamkeit auf sich. Ohne sehr ausgedehnt zu sein, verrieth der Laden die bequeme Ausstattlichkeit, ja selbst den Wohlstand seiner Besitzer.

Maurier fühlte plötzlich, als er vor dem Schaufenster stand, eine gewisse Unbehaglichkeit. Er wagte jetzt nicht einzutreten, weil er fürchtete, auf den Mann oder auf einen Commis zu stoßen. Schließlich aber, aus Angst beobachtet zu werden oder lächerlich zu scheinen, öffnete er mit raschem Entschlusse die Thüre.

Camilla sah hinter dem Kassenschalter. Er erkannte sie sofort an dem matten Teint, dem Meismehl überhaucht — ganz wie früher — an den auseinandergetömmelten, seidenweichen Haaren und an den feuchten Augen. Sie erhob den Kopf und richtete auf ihn den friedlichen Blick der Verkäuferinnen, einen Blick, der dem Anscheine nach seine Zuversicht nicht im geringsten kränzte.

„Sie wünschen mein Herr?“

Darauf war er nicht gefaßt gewesen. Er stotterte:

„Ich möchte Cravatten und Hemdtragen haben.“

Sie verlieh den Kassenschalter, indem sie sagte:

„Der Commis ist beim Essen, aber ich werde Sie bedienen.“

Sie schaute ihn nicht an, öffnete die Schachteln und that, als hätte sie ihn nie zuvor gesehen, als wäre er ein unbekannter, namenloser Kunde, den der Zufall des Weges geführt. Ihm war sehr unbehaglich, verächtlich zu Muthe. Sie pries die Waare an, ruhig, ohne Ziererei:

„Diese Facon Cravatten werden jetzt stark getragen. Hier ist ein englisches Fabrikat, vorzügliche Qualität, solid und dauerhaft; auch diese Sorte ist bestens empfohlen.“

Maurier wiegte verlegen den Kopf hin und her und konnte sich nicht entscheiden.

„Wenn sie mich erkannt hat,“ dachte er, „wird sie mich nicht übel dumm finden müssen!“

Und da er um ihre Lippen wie im Fluge den Schatten eines Lächelns huschen sah, daß er sehr genau kannte, sagte er sich:

„Kein Zweifel, sie macht sich über mich lustig!“

Und auch er lächelte, aber es war ein rathloses, albern Lächeln, das plötzlich erlosch, als er merkte, daß sie die Augen ganz wo anders, ihn gar nicht anfang und zu warten schien, daß er unter den Halsbinden wählte. Er murmelte hastig:

„Ich nehme diese da, die da und jene dort!“

„Und sonst wünscht der Herr noch Hemdtragen?“

Er nickte mit dem Kopfe. Weshalb redete er nicht? Wie? Ein glücklicher Zufall hatte es gefügt, daß er mit ihr allein war, daß der Commis frühstückte, der Mann nicht da war, und er konnte ihr nicht sagen, was ihn fast erstickte: „Camilla, ich bin's und Sie — Du erkennst mich nicht?“ — O doch, sie hatte ihn erkannt; schon wieder dieses wohlbelannte, taum merkwürdige Lächeln um die Lippen — gewiß, sie

hatte ihn erkannt und er wollte ihr sagen:

„Madame!“

Aber nur ein unverständlicher Laut kam aus seiner Kehle. Sie fragte:

„Welche Halsweite?“

Er machte eine Bewegung, daß er es nicht wisse. Ruhig mit gewohnheitsmäßiger Sicherheit entrollte sie ein Centimeterband und nahm an Maurier's Hemdtragen das Maß der Halsweite. Einen Augenblick lang hatte er sie ganz vor sich, so nahe, daß er sie hätte umarmen können.

„Zweihundertzwei,“ sagte sie und schob einige Cartons vor ihn hin, in denen zusammengewollte Hemdtragen lagen.

Er wählte vier Sorten; doch, da er sich noch nicht entschließen konnte fortzugehen, ließ er sich Regenschirme zeigen. Dann kaufte er ein Cachenez und Taschentücher. Und Camilla war noch nicht ein einziges Mal erröthet oder erblaßt und hatte nicht das geringste Zeichen einer Gemüthsbewegung verrathen. Und doch, sie hatte ihn erkannt, er hätte sich die Hand abschneiden lassen mögen, daß sie ihn erkannt hatte.

„Und außerdem?“ fragte sie weiter.

„Das ist Alles.“ — Aber im Augenblicke, da er bezahlte, blitzte ein Gedanke in ihm auf.

„Könnte man nicht (er wagte nicht zu sagen: „Könnten Sie nicht...“ und hätte am liebsten gestottert)... „Könntest Du nicht...“ Könnte man nicht die Sachen nach Hause bringen?“

„Gewiß mein Herr! Welche Adresse?“

Er beobachtete sie aufmerksam, als sie mit ruhiger Miene ihr großes Buch aufschlug und schrieb, während er, die Worte langsam und scharf betonend, sagte:

„Robert Maurier, Doktor der Medizin, Nr. 15 Rue Cujas.“

„Cujas,“ wiederholte sie geschäftsmäßig.

Eine Sekunde lang hegte er die verriethte Hoffnung, daß sie selbst kommen würde, um ihm die gekauften Waaren zu bringen. Aber sie zerstückte diese Hoffnung:

„Der Diener wird die Sachen heute Abends oder morgen Früh liefern.“

„Ich rechne darauf,“ sagte er, „weil ich morgen Paris verlasse und in die Provinz ziehe.“

Sie antwortete mit dem Gesichtsausdruck der Höflichkeit und blickte Konfektionärin:

„Oh, der Herr können sich verlassen, wir liefern pünktlich. Guten Morgen, mein Herr.“

Und Maurier ging, gar nicht stolz....

Am dritten Tage.

Eine Geschichte aus dem Hochpfeffart von Ferdinand Kunkel.

Der Flößer-Naz von Mönchberg war ein seltsamer Kauz, störrig, arbeitsscheu, unverträglich, aber fromm und von unbegrenzter Liebe zu Frau und Kindern. Diese Liebe schien sich immer wieder zu ihrer ersten Jugendkraft zu erheben, wenn er nach langen Wochen, die er auf dem Wasser gelegen hatte, nach Hause zurückkehrte.

So am Tage vor Pfingsten. Er kam direkt von Holland, die Sehnsucht nach den Seinen und das Pfingstfest trieben ihn heim. Er kam über den Tannensturz zu Fuß und wollte von hinten durch sein Gärtchen überstehend in die Küche treten. Da hörte er leises Flüstern und sah in dem scheidenden Tageslicht eine Amelie mit dem Förster von Kollenberg. Er bemerkte nichts Unrechtes, aber die Eifersucht packte ihn, er wollte mit einem Satz zwischen sie springen.

„Ruhig Naz — erst eine Maß,“ sagte er zu sich selber. Er war ein phlegmatischer Träumer, der zu jedem Handwerk zu faul und zum Förster, wozu ihn sein meißlerisches Schiefen befähigt hätte, zu unwissend gewesen. In der Schule hatte er nichts als die biblische Geschichte und die heiligen Legenden behalten. Der Flößerberuf bot ihm die einzige Möglichkeit, tagelänglich faul zu liegen — und zu träumen; und so war er Flößer geworden.

„Ruhig Naz, erst eine Maß!“ murmelte er noch einmal und ging dann langsam hinunter in den Kasten.

„Jezet, der Naz —“ riefen ein paar Stimmen, als er in die niedrige Wirthsstube trat.

„Was kommt den so früh schon heim, bist hier gar nicht nötig!“

„Wiso?“ fragte Naz finster.

„Na beim Schiefen kannst halt doch nichts ausrichten, der Kollenberger Förster schick wie der heilige Gottseibeiuns und Dein Weib...“ Der Bursche ruckte und lachte.

„Und mein Weib?“ Naz lachte grimmig mit.

„Ja die...“

„Galt's Maul!“ fuhr der dicke Wirth dazwischen, „weißt Naz, Dein Weib, na, Gott, wie das so ist, schön ist sie, jung ist sie auch, sie will am Ende auch mal zu einer Tanzmüßl geben, und der Kollenberger Förster, der neue, der schwengelt halt ein bisschen um sie herum. Aber es ist nichts dabei... glaub's nicht, ein Gethue und Gethanze und Gethwäg... weiter nichts. Lach Dir das Schiefen nicht verderben, behalt ruhig Blut. Der Herr Förster hat einen schönen Becher gestiftet.“

Naz setzte sich ruhig hin und trant sein Bier.

Es ist ein alter Brauch im Speffart, lokale Schützenfeste zu veranstalten. Drei Tage währt die Lustbarkeit: Am Pfingstsonntag wird um die Schützenkrone, am Pfingstmontag um einen Becher, den der Herr Pfarrer stiftet, und am Pfingstdienstag wird um Geld-einsätze geschossen. Naz war seit Jahren Schützenkönig gewesen und hatte auch schon oft den Becher erhalten, am Geldschiefen betheiligte er sich fast nie, Weib war ihm zu gut, um es auf's Spiel zu setzen. Er trug es lieber in die Stadt, um für seine Frau Schmutz und Kleider zu kaufen oder seine Buben hüßlich herauszuputzen. Diesmal war ihm alles gleichgültig. Mochte der Grünrod Becher und Krone und alle Reichthümer der Welt erschiefen... Nur Amelie, nur sein Weib, die sollte er in Frieden lassen, sonst mußte er aus der Welt, denn wenn zwei Eine mögen, da ist Einer zu viel. Das war die unerbittliche Logik seines dummen Pfingsthandes. Er sann nur hin und her, wie er es machen sollte... Morden? Nein! Draußen auf der Dorfstraße ging gerade der Herr Pfarrer, und es war, als ob um sein Haupt in rothen flammenden Buchstaben geschrieben stände: „Du sollst nicht tödten.“ Er wollte erst Klarheit haben, dann richten. Amelie fragen? Der Gedanke war ihm etelshast.

„Du tödtst ja gar nichts heute. Wie war's denn in Holland unten,“ unterbrach seine Gedanken einer von den Burschen.

„Wie soll's gewesen sein, allweil einerlei, wie sonst auch, wir hatten viel Wasser und tiefen gut.“

Er schweig wieder, das Reden fiel ihm schwer, sein ganzes Sein bohrte sich auf den einen Gedanken fest, war sie ihm untreu, war sie treu?

Die Dunkelheit kam langsam über die waldigen Höhen geschlichen. Naz stand auf und ging die Dorfstraße entlang nach Hause. Ein paar Schritte vor seinem bescheidenen Heim trat er auf den Kollenberger Förster. Ein schöner, schlanker Mann mit braunem, wüßem Wdergesicht und sonnenhellen blauen Augen.

Die Beiden maßen sich von oben bis unten. Der Förster öffnete zuerst den Mund. Er schlug einen scherzenden Ton an: „Ei, der Naz, auch wieder im Land. Na, morgen werd' ich einmal mit Dir um die Wette schiefen, 's ist ja doch nur ein Kampf zwischen uns und Zwien, die Anderen kommen ja gar nicht in Betracht.“

„Ja hast Recht, 's nur ein Kampf zwischen uns. Und wer siegt, soll sie haben!“ schäumte Naz ganz unermittelt hervor.

„So, haben sie's Dir schon gestiftet, die Klatschbauern.“

„Jh's wahr?“

„Nicht darfst Du nicht fragen, ich dent,“ die Bauern haben's Dir gesagt, ihnen kannst Du alleweil mehr glauben als mir.“

„Von uns ist einer zu viel auf der Welt, hörst Du Grüner, einer!“

„Jh soll mich wohl mit Dir duelliren, wie der Herr Graf mit dem Forstmeister. Dazu sind wir zu schlecht.“

„Weißt, ich kenn' da im Holländischen einen Matrosen, der erzählt immer von den Amerikanischen. Wenn die so was haben, da würfeln sie's aus, und wenn's trifft, der setzt sich ein Loth Blei auf's Pulver und jagt sich's in den Rachen. Wir können's ja heraus-schießen. Am dritten Tag, wenn die Anderen um Geld knallen.“

Sie sahen sich fest in die Augen, dann stückelten sie sich die Hand. Die zwei Todseinde besiegelten ihren Pakt wie Ehrenmänner.

Als der Flößer-Naz nach Hause kam, sprangen ihm seine Buben entgegen. Ein flüchtiger Sonnenstrahl glitt über das harte Gesicht, er nahm sie bei der Hand, trat in das Wohnzimmer, kniete vor dem Bild des Heilands nieder und murmelte leise: „Unserm Eingang segne Gott!“ Da kam auch schon die Amelie gesprungen. Er grüßte laut und kalt. Sie verstand ihn gleich.

„Giebt auch was auf 's ein Schiwäg!“

„Schon gut. Morgen ist das Pfingstschiefen, da brauch' ich mein ruhiges Blut... nachher reden wir weiter!“

Am Pfingstsonntag nach der Kirche stellten sich die wehrhaften Bauern von Mönchberg zum Schützenzug an. Schützenkönig war noch der Flößer-Naz. Er trug einen mächtigen Buschen am Hut, seine Büchse über der Achsel und einen langen Kavalleriesäbel an der Seite. Ein Trompeterchor eröffnete den Zug, der sich gemessen auf die Kollenburg bewegte, wo der Stand eingerichtet, Buben, Karouffels aufgebaut und Trinthallen aufgeschlagen waren.

Um ein Uhr fiel der erste Schuß. Jeder schuß dreimal, und die zwei Besten konkurriren in drei Meister-schießen. Naz hatte nachlässig eine Kugel nach der anderen in's Schwarze gerannt, der Kollenberger Förster nicht minder. Naz kam der Entscheidungslampf. Naz schoß gut, aber der Förster entriß ihm mit der letzten Kugel den Sieg. Ein enbloßer Jubel brach los, der sich in ein höhnisches Lächeln verbandelte, als dem Brauche gemäß Amelie, die Schützenkönigin dem Förster einen neuen Buschen überreichte und den Säbel umgürtete. Ein Ruf gehörte auch dazu. Aber Naz brüllte wüthend: „Das leid' ich nicht!“ und so unterließ es.

Am zweiten Pfingsttag war Naz sehr unruhig, er schoß so schlecht, daß er nicht einmal in den Entscheidungslampf kam. Der Förster erhielt auch den Becher.

Pfingstdienstag. Der Förster und sein Rival begegneten sich am Stand, überlegenes Selbstvertrauen blüht aus den Augen des Einen, kalte Entschlossenheit aus denen des Andern. „Num, Grüner,“ ruft Naz, „komm, wir wollen's austragen.“

„Mir recht!“

Sie treten zum Stand. „Was wollt Ihr sehen?“ fragt der Schreiber. „Gar nichts, wir schiefen um die Ehre.“

„Das geht nicht,“ erklärte der Schreiber wieder.

„Na zum Teufel, sehen wir doch ein Goldstück!“ ruft der Förster leicht hin.

„Aber es gilt?“ fragte Naz leise.

„Du hast meine Hand darauf!“

„Drei Schuß sind ausgemacht. Die Scheibe hat zwei Dugend Ringe, das Centrum trägt die Nummer vierundzwanzig. Wer mit der auszubehangenen Schußzahl die meisten Ringe erhält, der hat gewonnen.“

Naz tritt zuerst an den Stand, er legt ruhig an, ein unmerkliches Zucken, es tracht, und zwanzig meldet der Anzeiger.

Der Förster hebt sein Gewehr, ruhig steht die Mündung wie in einem Schraubstock. Der Schuß geht hinaus. Der Anzeiger wirft die Mühe in die Höhe. Vierundzwanzig! Der Kollenberger tritt lächelnd zurück.

Naz geht schnell heran, zieht den Kolben fest in die Schulter, läßt das Auge über den Lauf fliegen und drückt ab. Vierundzwanzig!

Der Förster sagt wieder Posto am Stand, sein Schuß geht schlecht hinaus. Zwanzig!

„Jetzt steht Ihr Beide gleich,“ bemerkt der Schreiber. Naz ist von eiserner Ruhe, er legt kalt an, sein Blick flammte wie ein Blitzstrahl nach der Scheibe. Der Schuß tracht... Dreiundzwanzig!

„Das kann ich noch besser machen,“ meint der Förster, aber er ist doch um einen Schatten blässer geworden. Naz sieht ihm ruhig zu, er beobachtet die Mündung und bemerkt, daß sie im Moment des Abdrückens einen Millimeter aus ihrer Stellung rückt, aber der Schuß schießt gut, er sah im Sonnenlicht den Einschlag in's Centrum. Eine fieberhafte Spannung hält beide Schützen bis zur Meldung des Anzeigers. Da kommt er hervor. Er schenkt nicht die Mühe, also nicht gestieg, sagte sich Naz. Jetzt erklingt die Zahl der Ringe... Zweihundzwanzig!

„Herr Förster, Sie haben verloren,“ erklärte der Schreiber.

„Schon recht!“ antwortete dieser und dreht sich auf dem Absatz um. — Als er am anderen Tag noch nicht im Forsthaus eingetroffen war, machten seine Waldarbeiter sich auf die Suche. Sie fanden ihn ganz oben auf dem Gipfel des Tannenstuges, er hatte sich aus der ungetreuen Büchse eine Kugel in's Herz gejagt.

Tragikomödie.

Von S. W.

Nachts halb zwei Uhr hatte ich irgendetwas die Bekanntschaft des Kommissionsraths gemacht, eines dicken, kleinen Herrn mit bleicher Gesichtsfarbe und ein wenig abschüsslich jovialen Lächeln. Um zwei Uhr nahmen wir im „American Bar“ unter den Geländen zusammen einen Whistens-Cocail nach des Kommissionsraths selbst verbeßertem Rezept und am nächsten Abend um 8 Uhr fuhr ich in

schwarzer Galatracht vor seinem Hause in der Thiergartenstraße vor, um einen „Rössel Suppe“ zu essen.

Der Hausherr lächelte noch jovialer als am Tage vorher. Die Hausfrau, eine schüchtern-kleine und übertrieben elegante Frau von etwa fünfundsiebzig Jahren, die jedenfalls an der ganzen Suppenesserei keine tiefgehende und innerliche Freude hatte, freute sich sehr“ und dann wurde ich einem Schwarm von ziemlich gleichgültigen Menschen vorgestellt. Unter den Damen gab's manche russige Schönheit und viel mehr Schmutz als nötig war; unter den Herren Vieles mit Ansehn und kleinen literarischen Namen, Siniges in Uniformen und sogar Etliches mit langen Haaren. Der Letzte, dem mich der Hausherr vorstellte, hieß — der langgestreckte Name wurde mit jener breiten Feierlichkeit ausgesprochen, wie etwa ein wohlgeogener Bedienter bei Tafel einen seltenen Jahrgang „Chateau la Rose“ oder „Mouton Rothschild“ ankündigen würde — er hieß Anut Dlaf Schulze-Castelloni.

Anut Dlaf Schulze — der Mann war der Erste von der Vorgestellten, dem ich mit einiger Aufmerksamkeit in's Gesicht sah —

Wichtig, das war er! Anut Dlaf, unfer alter, vielgehäufelter, blöder, schlichterer, gutmüthiger Schulze, mein Schilling in Pwima, den ich einst mit der Bekehrung „Schulze ist auch ein Mensch!“ gegen die Rohheiten unferer Mißregel so unglücklich vertheidigt hatte, daß er noch überdies den Spitznamen „der Aukmensich“ davontrug; Anut Dlaf, der von der Turnstunde dispensirt werden mußte, weil er von jedem Gerüst fiel und immer auf den Kopf; Anut Dlaf, der bis zu Untersekunda immer noch von seiner Mutter hausgemachte kurze Hosentrug; der auf der Universität durch Zufall mein Hausgenosse wurde und dessen rührende Anspruchslosigkeit mir manchen Beweisschub in Anbetracht meines Mangels an Talent zum Haushalten verschaffte — Anut Dlaf, der mir —

„Ja, bist Du's denn wirklich, alter Freund?“ rief ich, genau so stark verwundert, als erstent, und der Kommissionsrath war entzückt und sagte: „Aber das ist ja reizend, daß sie unsern Schulze-Castelloni kennen, unsern geistvollen Satiriker, den neuen Stern am Berliner Literatenhimmel —“

„Allmächtiger Gott! Freund Schulze ein geistvoller Satiriker — was ich denn recht bei Sinnen? — Was kann man Alles erfahren, wenn man drei Jahre im Ausland war!“

Er lächelte mich merkwürdig schein und verlegen an und machte eine abwehrende Handbewegung. —

„So ist er immer, so bescheiden — und dabei führt er eine so scharfe Feder. Uebrigens werden Sie ja selber hören!“

„Immer röther wurde Anut Dlaf. So roth und so verlegen, daß es über das Maß natürlicher Schüchternheit hinausging.“

Unser Gastgeber flüsterte mir noch ins Ohr:

„Er wird was zum Besten gehen —“ Dann ging er, „hocherfreut“ über die Ankunft eines neuen Gastes.

Anut Dlaf aber verabschiedete sich mit einem geistvollen „Ja, ja, so trifft man sich“, von mir, schlingerte über das glatte Parkett auf einen schwarzen, spitzbürtigen jungen Mann zu, der in der entlegenen Ecke des Saales stand und ging schließlich an dessen Frackknöpfen vor Unter.

Die ganze Geschichte war mehr als räthselhaft. Und am allerräthselhaftesten erschien mir des guten Menschen Wehres. Er war tadellos elegant gekleidet, sein Frack konnte nicht besser sitzen, seine Lackschuhe waren, in Anbetracht der umfangreichen Aufgabe, der sie genügten, beinahe zierlich zu nennen, seine Wäsche war von fraglosster Weiße. Schätzig, fleckig in schiefen den Kleidern, die zu weit oder zu eng waren, mit deren, nach oben geträumten Philistertiefeln, so konnte ich mir ihn vorstellen, so wäre er mir vertraut erschienen — aber Anut Dlaf in tadelloser Eleganz, das war einfach grotesk!

Man ging zu Tische und aß, ab lauter theuere Dinge und trant theuere Weine dazu. Theater-Klatsch bildete das hauptsächlichste Tischgespräch, dann kamen die Personalien einzelner Literaturgrößen an die Reihe und es war nun merkwürdig, wie da die Herren mit den Ansehn woam wurden und Jeden in Grund und Boden niederzogen, der Erfolg hatte und namentlich klingenden. Die schärfste Zunge hatte dabei jener schwarzbürtige junge Mann, in dessen Arme sich vorher Freund Anut Dlaf vor meinem Erscheinen geflüchtet hatte — Doktor Steinberg, oder so ähnlich hieß er. Er besaß ein Talent zu schimären und Illusionen zu geträumern, das ohne